



Lichtenberg Gesellschaft e.V.

www.lichtenberg-gesellschaft.de

Der folgende Text ist nur für den persönlichen, wissenschaftlichen und pädagogischen Gebrauch frei verfügbar. Jeder andere Gebrauch (insbesondere Nachdruck – auch auszugsweise – und Übersetzung) bedarf der Genehmigung der Herausgeber. Zugang zu dem Dokument und vollständige bibliographische Angaben unter tuprints, dem E-Publishing-Service der Technischen Universität Darmstadt: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

The following text is freely available for personal, scientific, and educational use only. Any other use – including translation and republication of the whole or part of the text – requires permission from the Lichtenberg Gesellschaft.

For access to the document and complete bibliographic information go to tuprints, E-Publishing-Service of Darmstadt Technical University: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

© 1987-2006 Lichtenberg Gesellschaft e.V.

Lichtenberg-Jahrbuch / herausgegeben im Auftrag der Lichtenberg Gesellschaft.

Erscheint jährlich.

Bis Heft 11/12 (1987) unter dem Titel: Photorin.

Jahrbuch 1988 bis 2006 Druck und Herstellung: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Druck und Verlag seit Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Alte Jahrbücher können preisgünstig bei der Lichtenberg Gesellschaft bestellt werden.

Lichtenberg-Jahrbuch / published on behalf of the Lichtenberg Gesellschaft.

Appears annually.

Until no. 11/12 (1987) under the title: Photorin.

Yearbooks 1988 to 2006 printed and produced at: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Printer and publisher since Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Old yearbooks can be purchased at reduced rates directly from the Lichtenberg Gesellschaft.

Im Namen Georg Christoph Lichtenbergs (1742-1799) ist die Lichtenberg Gesellschaft ein interdisziplinäres Forum für die Begegnung von Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie. Sie begrüßt Mitglieder aus dem In- und Ausland. Ihre Tätigkeit umfasst die Veranstaltung einer jährlichen Tagung. Mitglieder erhalten dieses Jahrbuch, ein Mitteilungsblatt und gelegentliche Sonderdrucke. Weitere Informationen und Beitrittsformular unter www.lichtenberg-gesellschaft.de

In the name of Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) the Lichtenberg Gesellschaft provides an interdisciplinary forum for encounters with and among literature, natural science, and philosophy. It welcomes international members. Its activities include an annual conference. Members receive this yearbook, a newsletter and occasionally collectible prints. For further information and a membership form see www.lichtenberg-gesellschaft.de

Familie, bis Merck seinem Leben 1791 ein Ende macht. Luise überlebt ihren Mann um fast zwanzig Jahre.

Luise Merck hat den Roman ihrer Ehe nie geschrieben. Sie war – wie gesagt – weder eine Dichterin, noch hätten die Zeitumstände die Abfassung eines bekenntnishaften Romans à la Goethes „Werther“ sonderlich gefördert. Erst zweihundert Jahre später nahm sich Hermann Bräuning-Oktavio ihrer Biographie an. Und während er in seinem Aufsatz mit Anfang 20 ein wenig moralische Entrüstung über Luise Mercks Ehebruch nicht verbergen konnte, steht er mit Anfang 80 eher auf ihrer Seite als auf Seiten ihres Gatten. Den moralischen Zeigefinger läßt er in jedem Falle unten. Er versucht vielmehr die „rauhe Bahn“ dieser Ehe zu beschreiben. Dabei hat er sich vielleicht von Zimmermann inspirieren lassen, diese Biographie nicht in einer wissenschaftlichen Studie darzustellen, sondern in Form eines Romans zu erzählen. Allerdings kann er dabei den Wissenschaftler nicht verhehlen. Denn die erzählenden Passagen, mit denen Bräuning-Oktavio in den ersten beiden Kapiteln die „junge Liebe“ beschreibt, weichen zunehmend einer geschickten Kombination von Briefstellen aus den Korrespondenzen, die Luise Merck mit ihrer Familie, Johann Heinrich Merck mit seinen Freunden und die Ehepartner untereinander führten. Diese teilweise unveröffentlichten und oft aus dem Französischen übersetzten Zeugnisse, die Aufschluß über den Verlauf der Ehe geben, sind mit kurzen interpretierenden und erzählenden Passagen verbunden. Die Zwitterstellung der Biographie zwischen historischem Roman und wissenschaftlicher Studie macht zugleich ihre Stärke und ihre Schwäche aus. Die wörtliche Übernahme zahlreicher Briefstellen verleiht der Darstellung ihre Authentizität und macht Bräuning-Oktavios Interpretationen überprüfbar. Ihre Einbettung in eine Erzählstruktur spricht ein breites Publikum an. Dabei ist aber vor allem in den stärker erzählenden Passagen die Grenze zwischen dem vom Autor Hinzugedichteten und dem durch Quellen Überlieferten nicht immer deutlich genug gezogen. Für den stärker wissenschaftlich interessierten Leser hätte man sich daher einen Anmerkungsapparat gewünscht, der die Briefzeugnisse nachweist. Dies hätte auch nachträglich von den Herausgebern geleistet werden können. Aber auch ohne den Anmerkungsapparat bleibt es eine lesenswerte Biographie, die heutigen Lesern eher alltäglich als „schauderhaft“ vorkommt, und vielleicht gerade deshalb interessant ist.

Annette Lüchow-Gerlach

Leopold Friedrich Günther v. Goeckingk. Lieder zweier Liebenden und Ausgewählte Gedichte. Hrsg. von Matthias Richter. Mit einem Essay von Werner Kraft. Göttingen: Wallstein 1988. 264 S. Gb 29,- DM

Leopold Friedrich Günther Goeckingk. Die Freud ist unsted auf der Erde. Lyrik. Prosa. Briefe. Hrsg. von Jochen Golz. Berlin: Rütten & Loening 1990. 638 S. Ln 19,80 DM

„Meine Liebe lebet zwar
(Sagte *Nantchen*,) immerdar,
Aber meine Lieder leben
Sicher nicht ein Jahr!

Ach! mein Herz, du mußt vergeben!
Umgekehrt macht sie es wahr!“

So klagt Amarant in den „Liedern zweier Liebenden“ auf dem Höhepunkt seiner Eifersucht und Verzweiflung über Nantchens vermeintliche Untreue. Bald darauf klären sich freilich alle Mißverständnisse auf und es gibt – dies sei im voraus verraten – ein Happy-End. Amarant versichert sich Nantchens ewiger Liebe, was aber bedeutet dies für die Geltungskraft ihrer Lieder?

Zunächst waren Nantchens Lieder in aller Munde – und das länger als ein Jahr. Schon die ersten wenigen Liebeslieder, die unter den Pseudonymen „Nantchen“ und „Amarant“ ab 1775 in verschiedenen Musenalmanachen erschienen, waren bei dem Publikum so beliebt, daß 1777 in einer Sammlung von Gedichten die Geschichte ihrer ganzen Liebe erschien: von Nantchens Überlegungen, ob sie Amarant den Schlüssel zu ihrer Gartenpforte überlassen darf, über die Stunden, die sie getrennt voneinander in sehnsüchtigem Warten und miteinander im seligen Liebestaumel verbringen (mit der notwendigen tugendhaften Zurückhaltung, versteht sich), bis zu den Qualen der Eifersucht, die Amarant knapp am Tode vorbei wieder in Nantchens Arme führen, als sich unvermutet doch noch alles zum Guten wendet. Dieser Liebesroman in Versen war so erfolgreich, daß schon zwei Jahre später eine zweite Auflage erschien. Und wie bei Goethes Werther und seiner Lotte hatte es sich schnell herumgesprochen, wer sich hinter Amarant und Nantchen verbarg: Der preußische Verwaltungsbeamte Friedrich Leopold Günther Goeckingk und seine frühere Braut Sophie Vopel, inzwischen seine Frau, beide wohnhaft in dem kleinen Städtchen Ellrich am Südrande des Harzes. Goeckingk war in den literarischen Zirkeln der Zeit als Verfasser von Episteln und Epigrammen und als Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs wohlbekannt und mit anderen Literaten, wie Bürger und Gleim, befreundet. Diese waren es, die ihn dazu bewegen, seine Liebesgedichte zu veröffentlichen. Zwar hatte Goeckingk – wohl um die Spannung zu steigern – auch einiges von Nantchens und Amarants Geschichte erdichtet. Denn er selbst hatte keinen Grund zur Eifersucht, mußte dafür aber die Vorbehalte von Sophies Familie überwinden, bis er sie schließlich zum Traualtar führen konnte. Auch entstammten wahrscheinlich die wenigsten der Verse Nantchens aus Sophies eigener Feder, wie Goeckingk zunächst behauptet hatte. Aber immerhin hatten Goeckingk ihre Briefe als inhaltliche Vorlage für seine Lieder gedient, und Goeckingks Freunde rühmten, daß Nantchens Lieder „so weiblich sind“ (Bürger an Boie, 11.10.1777).

Was die Zeitgenossen noch brennend interessierte, kümmerte die Nachwelt allerdings weniger. Nach Goeckingks Tod 1828 wurden die „Lieder zweier Liebenden“ und seine übrigen Gedichte nicht wieder aufgelegt. Nur einige Auswahlgaben erschienen im Laufe des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. 1921 setzte sich Karl Kraus für Goeckingks Gedichte ein und versuchte sie aus ihrer „Grabesruhe“ zu befreien – mit geringem Erfolg. Er konnte nur eine Auswahl veranlassen und einigen von ihnen den Platz in Gedichtanthologien sichern, in denen sie fortan ein Schattendasein führten. 1960 erschien eine weitere Auswahlgabe, aber wer die „Lieder zweier Liebenden“ vollständig lesen wollte, mußte sich notgedrungen in einen Bibliothekslesesaal begeben und dort eine der zeitgenössischen Ausgaben benutzen. Selbst der sonst so gern überstrapazierte Anlaß eines 150jährigen Todestages verstrich, ohne daß man auf Goeckingk aufmerksam wurde.

Wie um all diese Mißachtung wieder gut zu machen, ist Goeckingk in den letzten Jahren nun nicht nur einmal, sondern gleich zweimal „entdeckt“ worden. Unabhängig voneinander entstanden zwei Goeckingk-Ausgaben, die eine erschien 1988 in Göttingen, die andere 1990 in Berlin (Ost), wobei die zweite kurz vor der Druck-

legung stand, als die erste erschien. So kann man also das erste Mal seit 150 Jahren die „Lieder zweier Liebenden“ vollständig in einer Neuauflage erwerben und hat dabei noch die Qual der Wahl. Ist das nun nicht des Guten zuviel? – Nein, denn die beiden Ausgaben unterscheiden sich durchaus und können einander ergänzen. Handelt es sich bei der Göttinger von Matthias Richter mehr um eine Studienausgabe, so bei der Berliner von Jochen Golz eher um eine – allerdings sehr gute – Leseausgabe.

Richter hat nach den Grundsätzen einer historisch-kritischen Ausgabe den Text der zweiten Auflage von 1779 unter Wahrung der Orthographie, des Lautstands und der Interpunktion ediert. Darüber hinaus bietet er in weiteren Abschnitten die nur in den Ausgaben von 1777 und 1821 enthaltenen Lieder, die sich mit Hilfe des Apparats in den originalen Zusammenhang einordnen lassen, sowie einige der nur einzeln erschienenen Lieder aus dem Umkreis der „Lieder zweier Liebenden“, dazu acht weitere ausgewählte Gedichte Goeckings. Der Anhang verzeichnet die Varianten gegenüber dem jeweiligen Erstdruck der Gedichte und verfügt über einen recht ausführlichen Kommentar, eine Auswahlbibliographie und ein Verzeichnis der Gedichtanfänge und -überschriften. Mit dieser Ausgabe lassen sich also die verschiedenen Entstehungsstufen der Lieder rekonstruieren und man kann nachvollziehen, wie stark sich Goeckingk um die ständige Verbesserung seiner Verse bemühte. Ramlers Bearbeitungen einiger der Lieder, die Goeckingk selbst in der zweiten Auflage seinen eigenen Fassungen gegenüberstellte, wurden mit übernommen und sind einerseits Rezeptionszeugnisse, andererseits Beweis von Goeckings Modernität im Vergleich zu Ramlers Verschlimmbesserungen. Die wenigen ausgewählten Gedichte schließlich geben einen Einblick in Goeckings weitere literarische Produktion.

Die Ausgabe von Golz dagegen bietet nicht nur die „Lieder zweier Liebenden“ – ebenfalls auf Grundlage der Ausgabe von 1779, aber ohne Ramlers Bearbeitungen und ohne Hinzufügung der in den anderen Ausgaben erschienenen Lieder –, sondern auch Goeckings Sinngedichte und eine Auswahl seiner Episteln und lyrischen Gedichte auf Grundlage der 1782 erschienenen Gedichtausgabe, außerdem drei Prosatexte und etwa 60 Briefe u.a. an Unzer, Klamer Schmidt und Bürger, einige davon bisher unveröffentlicht. Die Orthographie ist bei Wahrung des Lautstandes modernisiert, die ursprüngliche Interpunktion aber jedenfalls in den Gedichten weitgehend bewahrt worden. Auf ein Variantenverzeichnis wurde verzichtet, nicht aber auf einen Kommentarteil, in dem ausführlich auf die Druckgeschichte der einzelnen Texte eingegangen wird und dann Einzelstellen erläutert werden, allerdings – jedenfalls pro Gedicht gezählt – spärlicher als in der Göttinger Ausgabe. Dazu kommt ein kommentiertes Personenregister, das vor allem für die Briefe nützlich ist. Die Berliner Ausgabe bietet demnach mit ihrer sehr reichhaltigen Auswahl einen guten Überblick über Goeckings Gesamtwerk und geht in der Ausführlichkeit des Anhangs weit über das bei Leseausgaben sonst übliche Maß hinaus.

Wer sich mit dem bekanntesten Werk Goeckings, den „Liedern zweier Liebenden“, genauer auseinandersetzen will, dem sei daher die Göttinger Ausgabe empfohlen, wer eher einen Überblick über das Gesamtwerk Goeckings bekommen möchte, der greife zur Berliner Ausgabe. Eine lesenswerte Einführung in Leben und Werk Goeckings bieten beide Herausgeber, Richter verständlicherweise mit einem stärkeren Akzent auf den „Liedern zweier Liebenden“. Außerdem ist seiner Ausgabe noch ein Essay von Werner Kraft über Goeckingk und Karl Kraus angehängt.

Für welche Art der Beschäftigung mit seinem Werk man sich auch entscheidet – es lohnt sich durchaus, mit einem der beiden Herausgeber Goeckingk wiederzuentdek-

ken. Dabei kann jeder selbst urteilen, ob Nantchens Lieder es wert sind, die Jahrhunderte zu überdauern, denn wie es 1821 in Goeckings Gedicht „An seine Freunde“ heißt:

„Nie verschwand noch ein Gesang,
Den ein reiner Geist durchdrang.
Nichts, wenn meine den entbehren,
Rettet sie vom Untergang“.

Annette Lüchow-Gerlach

Heinz D. Kittsteiner: Die Entstehung des modernen Gewissens. Frankfurt/Main: Insel Verlag 1991. 543 S. 78,- DM

Daß Selbstironie nur eine unvollkommene Form, ja geradezu eine Übung der Selbstbeherrschung ist, bezeugt die – im alten wie im neuen Wortsinn – umständliche Art und Weise, wie Georg Christoph Lichtenberg seine Gewitterfurcht thematisiert hat. Sie erinnert an die Zirkelwitze, die Jean Paul seinem Feldprediger Attila Schmelzle auf der Reise nach Flätz unterschiebt. Hier wie dort hat Benjamin Franklins Erfindung des Blitzableiters das Mißverhältnis zwischen der Gewitterfurcht und ihrer Ursache entblößt, ohne jene zu mildern: „Die entmythisierende Kraft der modernen Physik hat die alten Ängste anachronistisch gemacht, doch das Tempo ihrer Erfolge übersteigt die Lernfähigkeit der Menschen“.¹ Während sich aber in Schmelzles „Furcht vor der Furcht“² die Vorsicht als Feigheit zu erkennen gibt, die unfreiwillige Selbstparodie also einen ausschließlich bloßstellenden Charakter annimmt, gibt Lichtenberg seiner Selbstironie eine betont pädagogische Wendung, indem er zeigt, wie das parodistische Prinzip des Kontrasts der (Selbst-)Therapie dienen kann. Deutlicher als in den „Prolegomena“ zu seiner Vorlesung über Experimentalphysik in der lückenhaft überlieferten ersten Version von 1783 – wo Lichtenberg den Hinweis, die „Donnerwetter sind überhaupt hier nicht gefährlich“, mit der ausführlich begründeten Bitte verknüpft, bei einem herannahenden Gewitter trotzdem zu Hause „bey seinen eignen Penaten und seiner eignen Caffee<kanne>“ sitzen zu bleiben³ – wird dies in Lichtenbergs Aufsatz „Über Gewitterfurcht und Blitzableitung (Auf Verlangen)“, der im *Göttinger Taschen Calender* für das Jahr 1795 erschienen ist (SB 3, 130-137). Er spielt in der vorliegenden Habilitation des Bielefelder Historikers Heinz D. Kittsteiner über *Die Entstehung des modernen Gewissens* – zusammen mit Ludwig Christian Lichtenbergs *Verhaltens-Regeln bey nahen Donnerwettern* (Gotha 1774) – zwar nur eine kleine Rolle (82-88), aber Kittsteiners erhellende begriffs- und mentalitätsgeschichtliche Analyse ihres historischen Kontextes verleiht der Strategie von Lichtenbergs Argumentation ein scharfes Profil.

Kittsteiner faßt „die fremdere Vergangenheit der Frühen Neuzeit als eine Art Geschichts-Laboratorium“ auf, „in dem an einigen Grundzügen – aber auch an Variationsmöglichkeiten – unserer mentalen Konstitution experimentiert wurde“ (11), und nimmt so seinen Lesern die Vertrautheit mit der eigenen Gegenwart. Diese Methode der Problematisierung entspricht Michel Foucaults Nietzsche-Rezeption (wenn Kittsteiner seine Form der „Diskursanalyse“ auch gegen diejenige von Foucault abgrenzt, vgl. 415-416, Anm. 4). Seine Studie bewegt sich im Fadenkreuz zwischen der christlich-eschatologischen Lehre vom Tag des Jüngsten Gerichts und dem verinnerlichten forensischen Modell des Gewissens als innerem Gerichtshof. In diesem Visier erweist